

Helga bleibt zu Hause

Was passiert mit der Musikbranche, wenn der Festival-sommer wegbricht? Nach dem Großveranstaltungsverbot durch die Corona-Pandemie stehen Veranstalter*innen und Künstler*innen vor einem Trümmerhaufen. In der Not machen sie das Beste aus der Krise.

Auf einmal geht alles ganz schnell. Zwei Tage nach Ostern steht per Regierungsbeschluss fest: Der Festivalsommer ist gecancelt. Die Bierbong bleibt im Schrank, das Wurfzelt im Keller, der Headliner im Proberaum. Der Ausfall von „Rock am Ring“, „Hurricane“, „Wacken“, „splash!“ und Co. passt plötzlich in eine Tickermeldung.

Während Fans sich inzwischen von diesem Schock erholt haben dürften und offenbar sogar ihr Eintrittsgeld zurückbekommen – bei Redaktionsschluss streitet die Regierung, ob es Rückerstattungen in Form des Kaufpreises oder Gutscheine werden – bleibt die Situation prekär, vor allem den Beteiligten der Festivals.

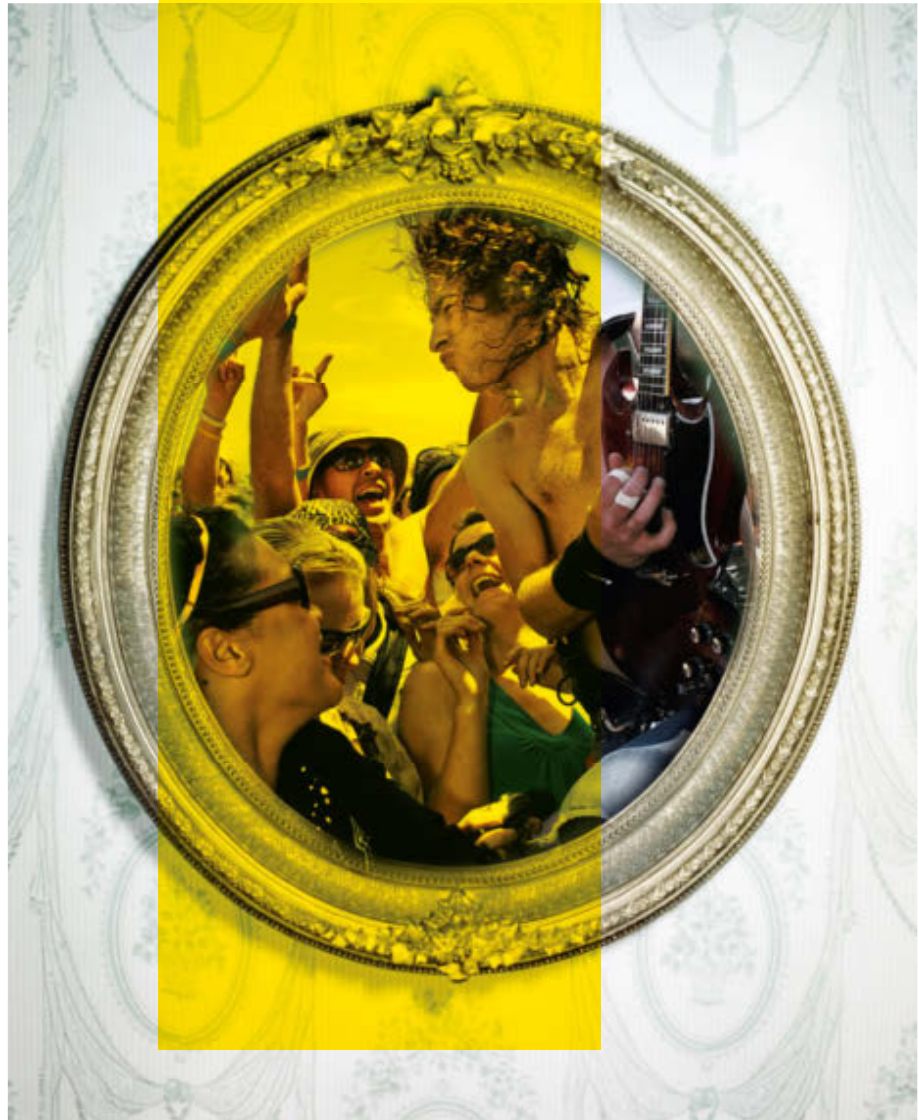
Stefan Reichmann ist Fragen nach Existenznöten gewohnt. Der 55-jährige Veranstalter war schon immer Idealist. Seit fast 40 Jahren organisiert er das „Haldern Pop“-Festival, das trotz internationalem Renommee noch immer in der niederrheinischen Provinz stattfindet und nicht etwa in Berlin, wo größeres Publikum gelockt hätte. Die Rendite, das waren all die Jahre keine finanziellen Erlöse, sondern das Gefühl, gebraucht zu werden. Oder auch, im Dorf eine Bar mit Livemusik eröffnen und ein Label gründen zu können.

Normalerweise kommen 7000 Leute nach Haldern, dieses Jahr steht die 37. Ausgabe an. Ausgesetzt wurde kein einziges Mal – auch jetzt nicht.

„Das Festival wird stattfinden, wenn auch nicht im herkömmlichen Sinn und merkwürdig anders. Über 90 Prozent der Künstler haben bestätigt. Inwieweit wir Künstler, Songs und Zuschauer emotional in Einklang bringen, ist dann nur noch unserem Ideenreichtum geschuldet“, erklärt er.

Reichmann hat auf dem Gelände ein Tonstudio und Locations für spontane Auftritte. Band-Gigs ohne Live-Publikum sind denkbar, ebenso wie das Aufzeichnen von Musikproduktionen vor Ort. „Am Ende kann es auch sein, dass wir mit drei Kisten Bier an der Gründungsstätte sitzen, um das Feuer nicht ausgehen zu lassen.“

Grimmiger Optimismus ist Teil von Reichmanns Art. Schon im letzten Jahr verkauften sich die Karten langsamer als



früher, als sie meistens schon vor Verkündigung des Line-ups weg waren. Auch damals gab er sich in Interviews zuversichtlich. Noch dieses Jahr will er alles Organisatorische geklärt haben, eine Verschiebung des „Haldern Pop“ kommt nicht infrage – es wäre nur ein Mitverschieben des Problems.

Mit der veränderten Situation hat er sich derweil abgefunden. Auf Facebook führt

Reichmann ein Tagebuch; waren die ersten Posts noch von Betroffenheit geprägt, sind sie mittlerweile ein Sammelsurium aus Momentbeobachtungen, Kurzgeschichten und kleinen Gedichten. „Gestern bin ich mit meiner Tochter auf dem Fahrrad durch den Wald gefahren und hab mir Gedanken gemacht, warum die Jogger und Hundehalter so schlecht auseinanderzubringen sind, obwohl doch genug Platz für alle da

ist. Wir haben aber auch schon beschrieben, wie man Kartoffelsalat macht.“

Auch beim „Golden Leaves“ in Darmstadt kommuniziert man fleißig via Facebook mit den Besuchern – und hofft auf Solidarität. Für Torben Schrenk, den Veranstalter des als Studentenaktion gestarteten Pop-Festivals, ist eine Woche nach dem Regierungsbeschluss noch immer unklar, ob er am 29. August starten darf. Denn die Definitionen einer Großveranstaltung variieren in Teilen zwischen den Bundesländern, sind nicht abschließend fixiert. Noch müsste das „Golden Leaves“ mit 3500 Besucher unter der Höchstgrenze liegen, die von der Landesregierung verhandelt werden. Im Falle eines Verbots möchte er das Festival aufs nächste Jahr verschieben. Schrenk hofft, dass dann möglichst wenige ihr Tickets zurückgeben wollen. Es geht um nicht weniger als die Existenz: „Ich finde, Veranstalter und Besucher sollten da Hand in Hand gehen: Einmal, damit Besucher im nächsten Jahr noch eine breit gefächerte Kulturlandschaft vorfinden und wir wiederum die Möglichkeit haben, solche Veranstaltungen überhaupt noch zu realisieren.“

Denn an anderer Stelle kommt nicht viel Geld zurück. Die Versicherung schließt alles, was mit Corona zu tun hat, aus – wie bei den meisten Festivals. Standardmäßig werden für Veranstalter nur Schäden abgedeckt, die auf Brand, Diebstahl, Sturm oder sonstige Naturgefahren zurückgehen, heißt es laut dem Verband der Versicherungswirtschaft. Tatsächlich hätten viele Festivals bessere Chancen auf ein Greifen der Versicherung, wäre kurz vor Beginn in der Nähe eine Terrorwarnung ausgesprochen worden oder ein Atomkraftwerk explodiert.

Zumindest die großen Festivals könnten eine Extra-Klausel für Seuchenschutz abgeschlossen haben. Aus Veranstalterkreisen hatte man schon Ende März gehört, dass viele aus taktischem Kalkül ein offizielles Verbot abwarten. Denn bei einer freiwilligen Absage könnte der Anspruch auf Hilfgelder entfallen, wobei das von Vertrag zu Vertrag unterschiedlich geregelt ist. Da muss genau abgewägt und gut eingeschätzt werden. Je näher das Festival rückt, desto kostspieliger wird der Ausfall, sodass es dann doch günstiger sein kann, selbst abzusagen. Für alle anderen war es da längst zu spät. Sich gegen Corona zu versichern wäre gewesen, wie sich eine Brandschutzversicherung für ein brennendes Haus zu besorgen.

Online-Spendenaktionen, Soli-Merch, Benefiz-Konzerte aus dem Wohnzimmer: Veranstalter*innen wie Künstler*innen müssen jetzt planen, wie sie die finan-

ziellen Einbrüche abfedern wollen. Für Musiker*innen sind Festivals oft wichtiger als Solo-Konzerte. Es gibt höhere Gagen, man erreicht neues Publikum und wirbt für eigene Tourneen. Unter den gegenwärtigen Bedingungen leiden vor allem kleinere Acts am Anfang ihrer Karriere.

Für das Electronica-Duo Ätna aus Dresden fallen etwa sechs wichtige Festival-Shows aus. Inéz Schaefer konzentriert sich nun verstärkt auf ihren Job als Dozentin für Gesang an der städtischen Hochschule. Auch dort verändert Corona den Alltag: „Ich unterrichte über ‚Zoom‘ und gebe meinen Studenten online Aufgaben. Sie können mir zum Beispiel Gesangsübungen als Sprachmemo über ‚WhatsApp‘ schicken.“ Auch ihr Bandkollege Demian Kappenstein überlegt, demnächst Musikunterricht zu geben, um sich zu finanzieren. Trotzdem käme es für ihn nicht infrage, die Band aufzugeben, selbst wenn sie nicht mehr als Broterwerb reichen würde. „Das wäre allerdings das Schlimmste und ein echt krasser Einschnitt“, sagt er. Noch schlimmer treffe es jedoch ihre Technik-Crew. „Die stehen jetzt vor dem finanziellen Nichts.“ Ein paarmal haben die beiden auch Wohnzimmerkonzerte ausprobiert – eine Erfahrung, die sie als „ein bisschen creepy“ in Erinnerung haben. Schaefer erzählt: „Als wir das zuletzt in einem Club gemacht haben, war es draußen supergeiles Wetter und drinnen arschkalt und dunkel. Es war 14 Uhr, jemand kam mit einem Mikro am Ohr geklemmt zu uns und hat gefragt: ‚So, seid ihr bereit? Drei, zwei, eins: okay!‘“ Dass dieses Gefühl mal einen Festivalgig ersetzen soll, können sich Ätna nicht vorstellen.

Noch härter trifft es das Indie-Pop-Trio Blond, bestehend aus den Kraftklub-Schwestern Nina und Lotta Kummer und Johann Bonitz: Gleich 30 Festival-Gigs muss die Band aus dem Kalender streichen. Lotta und Nina sitzen nun gemeinsam in ihrer Wohnung in Selbstisolation, örtlich getrennt vom dritten Bandmitglied. Von der Isolation als kreative Chance ist nichts zu spüren, stattdessen herrscht Frust. Auf neue Musik hat momentan niemand Lust – schon allein, weil sich Songs schlecht

über ‚Zoom‘ einspielen lassen. Eigentlich war geplant, im Sommer das Debütalbum auf den Bühnen zu präsentieren, nun bangen Blond noch um den Support-Slot auf einer großen Tour im Herbst. Nina Kummer erzählt, wie sie parallel darum kämpft, an finanzielle Hilfen der Regierung zu kommen: „Die Soforthilfe für Soloselbstständige bezieht sich nur auf Personen, die laufende Ausgaben haben. Da fallen wir auch komplett durchs Raster. Und dann kann man noch Hartz IV beantragen, da stecken wir gerade drin.“

Mit den aktuellen Rettungsschirmen zeigt sich, dass Musiker*innen meist nicht mehr zu vermarkten haben als sich selbst. Für Büromieten oder festangestellte Mitarbeiter müssen sie nicht aufkommen. Nina Kummer ergänzt: „Ich bin ja Fan vom bedingungslosen Grundeinkommen, weil ich hier in Sachsen das Gefühl habe, es fehlt an Wertschätzung und Respekt gegenüber den Leuten, die im künstlerischen Bereich tätig sind.“

Dieses Gefühl kommt in diesen Tagen öfter zur Sprache, wenn man mit Leuten aus der Kreativszene spricht. Die Kultur, so scheint es, steht in der Hierarchieordnung der Systemrelevanz nicht besonders weit oben. Sie erscheint als Genuss, als das Sahnehäubchen einer Gesellschaft – trotz der großen Liebe zu ihr verzichtbar und derzeit ohnehin häufig gratis in Form eines unüberblickbaren Livestream-Angebots.

Und trotzdem gibt es Grund zur Hoffnung. Zurück zu Stefan Reichmann nach Haldern: „Wir kriegen unheimlich viele Mails, in denen beschrieben wird, was den Leuten das Festival bedeutet. Sie schreiben Lieder und Gedichte über die Erinnerungen.“ Einige würden auch ihre zerstörten Konzertkarten schicken, um mit der damit verbundenen Spende ein Zeichen zu setzen; dass die Kultur dableiben, überleben soll. „Die Leute werden jetzt erkennen, dass ihnen was fehlt im Sommer“, ist er sich sicher. Vor Kurzem bekam Reichmann Post von einem Fan seines Festivals. Dieser wolle sein Ticket nun an die Wand nageln, als Zeitdokument dieses historischen Sommers.

Friedrich Steffes-lay & Lilly Wolter

Kultur steht in der Hierarchie der Systemrelevanz nicht weit oben. Sie erscheint als verzichtbares Sahnehäubchen der Gesellschaft.